

## Richard Blank, Die Optimisten





Richard Blank

# Die Optimisten

Lagebericht des Bankangestellten  
Hans Wenker

Alexander Verlag Berlin

© by Alexander Verlag Berlin 2003  
Alexander Wewerka  
Postfach 19 18 24, D-14008 Berlin  
info@alexander-verlag.com  
www.alexander-verlag.com  
Satz Wolfgang Scheffler, Mainz  
Umschlag Antje Schlabbe Design, Leipzig  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck und Bindung WB Druck, Rieden/Allgäu  
ISBN 3-89581-104-1  
Printed in Germany (September 2003)

*fühlen,*

1. ein Gefühl (im Sinne von Lust oder Unlust) erleben;
2. svw. tasten.

(Meyers großes Taschenlexikon  
in 24 Bänden, 1995)



# 1

Ich hatte verschlafen. Es war der 17. Dezember. In der letzten Zeit war es sommerlich warm gewesen. Ich schaute durchs Fenster. Alles in Schwarz. Die Straßenlaternen hatten Häubchen, und auf den Autos türmte sich der Schnee. Die Sonne schien von Osten und gab dem Schnee etwas Gelacktes. Es war das dritte Mal innerhalb einer Woche, daß es schneite. An das Schwarz gewöhnt man sich. Ich rief Ingrid ans Fenster. Sie schaute hinaus und sagte: »Jetzt wird alles gut.«

In der letzten Zeit war einiges geschehen, womit wir nicht gerechnet hatten. Anfang Mai ereignete sich eine kleine private Katastrophe: zum ersten Mal kam ich zu spät in die Bank.

Jeden Morgen, wenn ich das Haus verlasse, kämme ich bei den letzten Schritten zur Tür meine Haare. Als ich den Kamm schon in die Jackentasche zurückstecken wollte, spürte ich in meiner Rechten ein Büschel Haare. Im Dielenspiegel entdeckte ich am Ansatz des Scheitels eine münzgroße kahle Stelle, kreisrund. Ich war siebenundvierzig. In den letzten Jahren hatte ich immer wieder mal ein paar Haare verloren. Ich entschloß mich kurzerhand, den Scheitel von der linken auf die rechte Seite zu verlegen.

Kaum hatte ich die Bank betreten, schickte mich unser Fräulein Nötger mit einem freundlichen Grinsen zum Filialleiter.

Direktor Kern blätterte in der Unterschriftenmappe, und ich stand eine ganze Weile schweigend vor ihm, ehe er aufschaute. Er lachte. »Zum ersten Mal seit dreiundzwanzig Jahren kommen Sie zu spät, mein lieber Wenker. Für Ihre Kollegen, die Ihre Exaktheit geradezu fürchten, ist das wie eine Befreiung. Was mich betrifft, so ist Ihnen verziehen, dieses eine Mal.«

Die Kasse war gegen den übrigen Raum mit Panzerglas abgeschlossen. Ein kleiner Aufzug, in den nur eine Person hineinpaßte, führte hinunter zum Kellersafe.

Meine Bank war ein architektonisches Meisterwerk, eines der wenigen öffentlichen Gebäude, bei denen die obligatorischen Ausgaben für Kunst-am-Bau eingespart werden konnten, weil der Bau selbst ein Kunstwerk war: alles weißer Marmor. Eine Landschaft aus Podesten, Stufen, Tischen in weißem Marmor. Selbst die Sessel waren aus diesem Material, und wenn man darauf Platz nahm, glaubte man sich in einem alten Fauteuil, so vollendet waren die Formen des Körpers in den Stein geschliffen.

Hier ließ sich's arbeiten. Seit dreiundzwanzig Jahren und zwei Monaten hatte ich keinen einzigen Fehlbetrag in der Kasse, und das dürfte, auch unter Berücksichtigung von Größe und Umsatz meines Instituts, ein Weltrekord sein. Es ist dabei freilich jene Zeitspanne einge-



rechnet, in der ich wenig, oft gar nichts zu tun hatte und etliche Banken ihre Kassierer bereits entlassen mußten. In den letzten Jahren aber hatte sich meine Stellung stabilisiert.

Fräulein Nötger bat um Einlaß. Sie hatte die Kasse während meiner kurzen Abwesenheit geführt und reichte mir den Zettel über den aktuellen Stand. Dabei beugte sie sich so über mich, daß ich an meiner rechten Schulter, ohne daß sie mich eigentlich berührte, die Spitze einer Brustwarze spürte.

Sie redete etwas von Dollarkurs und Devisenorder, blieb stehen wie sie stand, wich weder zurück, noch kam sie auch nur einen Millimeter näher.

Ich erinnerte mich, daß mein Biologielehrer Alfons Kehl die Unberechenbarkeit des Weiblichen durch die Verformung der Brustwarzen zu erklären pflegte: Reibung, sexuelle Phantasie oder Kälteeinfluß – ein einziges Durcheinander von Motiven für den gleichen biologischen Vorgang.

Sie unterschrieb den Zettel und verließ, ohne mich noch einmal anzuschauen, den Raum. Beate Nötger war eine nicht unschöne, aber etwas blasse Person, die bisweilen unter einer Art Blutsturz litt. Sie beugte sich dann leicht nach vorn, als ob sie sich verneigen wollte, und dabei kam ein kleiner Schwall dunklen Blutes aus ihrem Rachen. Danach lächelte sie meist und war wie belebt. Das geschah ausschließlich vor Dienstbeginn, und sie erklärte es mit einer angeborenen, nicht weiter ernstzuneh-

menden Nervosität. Meist war noch eine der Putzfrauen vom Frühdienst in der Bank, die den kleinen Erguß schnell vom Marmor wischte.

Trotz der durch mein Zuspätkommen verkürzten Arbeitszeit kam mir der Tag lang vor. Es gab wenig zu tun. In den Arbeitspausen spitzte ich gewöhnlich meine Bleistifte und zählte dann, wenn es die Zeit erlaubte, die Hunderterpäckchen nach. Es liegen immer hundert mal hundert zusammen, und der Ehrgeiz eines jeden gewissenhaften Kassierers ist es, der Zählmaschine einen Fehler nachzuweisen. Vor fünf Jahren hatte ich einen schönen Erfolg. Im dritten Zählpäckchen war ein Schein zuviel. Ich brachte das Päckchen zu Herrn Kern, der zunächst meine Zählfähigkeit anzweifelte und selbst nachblätterte, in der umständlichen Art, wie Ungeübte das tun. Schließlich mußte er meine Entdeckung bestätigen und sprach mir seine Anerkennung aus. Die Zentrale erklärte den Fehler mit einem Zahnradbruch in der Zählmaschine. Das etwas ältere Modell wurde daraufhin vernichtet, nachdem man das kostenfreie Reparaturangebot des Herstellers zurückgewiesen hatte.

Am Nachmittag zahlte der Fleischhauer Dattler 100.000 in bar ein. Es war heiß. Alois Dattler stand schwitzend vor mir. Als er den Hut zog, bemerkte ich in seinem nassen Haar erst drei, dann vier, also insgesamt sieben kreisrunde kahle Stellen. Er spürte wohl, daß ich einen Moment zu lange auf sein Haar geschaut hatte und sagte: »Ich habe die Sikasis. Da fallen einem kreisrund die

Haare aus. Mein Hausarzt sagt: ›Das ist die Sikasis, das gibt sich wieder.«

Der Kassierer verläßt die Bank als letzter. Wenn alle gegangen waren, fuhr ich mit meinem Lift in den Safekeller und schloß das Geld weg. Das waren Momente des Glücks. Ich war allein. Mit Vorliebe sang, ja grölte ich dann, nach vollendetem Tagewerk, allerlei Songs, begann schon liftabwärts damit, und an diesem Tag schmetterte ich den Refrain von Penny Lane, sang ihn noch auf dem Weg zur Toilette, die auf dem Zwischenstock Richtung Ausgang liegt und endete mit dem letzten Takt vorm Pissoir.

Ich hörte Schritte und wandte mich zur Tür. Da stand Fräulein Nötger.

»Was machen Sie noch hier?« – »Es riecht gut. Nach Urin.« Sie mußte verrückt geworden sein. Sie kam auf mich zu und öffnete ihre Bluse. Sie hatte volle apfelrunde Brüste. »Herr Wenker, ich liebe Sie und möchte Sie bitten, meine Blöße zu beachten.« – »Fräulein Beate, Sie müssen ins Krankenhaus.« – »Ja«, sagte sie und zog mit beiden Händen ihr mittellanges, rotblondes Haar hoch, höher. Es war eine Perücke. Fräulein Nötger hatte eine Glatze.

»War das schon immer so?« – »Nein, seit letztem Freitag.« – »Sie haben eine gute Perücke. Gehen Sie jetzt nach Hause. Es gibt sich wieder. Es ist die Sikasis. Das hat man jetzt häufiger.«

# 2

Ingrid war guter Laune. Beim Abendessen, das wir gewöhnlich in der Wohnküche einnahmen, erzählte sie, daß Sänger sie persönlich ins Grand Hotel gefahren hatte, wo eine Fernsehshow mit der Mode für den kommenden Winter aufgezeichnet wurde. »Ich bin über das Alter hinaus, kurze Röcke vorzuführen. Sänger ist da ganz rigide. ›Vierzig‹, sagt er, ›ist für ein Model die absolute Grenze, da können die Beine sein, wie sie wollen.‹ Also führte ich einen langen Waschseidenmantel vor und hatte darunter meinen privaten Mini an. Nach der ersten Passage sagte der Fernsehmoderator zu mir: ›Öffnen Sie den Mantel, gnädige Frau, es ist vorteilhaft.‹ Sänger schien nicht dieser Meinung. Er fuchtelte mit den Armen herum. Die Kamera aber lief schon, Sänger konnte nichts sagen, und der Moderator nickte mir aufmunternd zu.«

Unsere beiden Sprößlinge, die zehnjährige Sybille und Stefan, der gerade das dreizehnte Lebensjahr vollendet hatte, hörten gar nicht zu. Sie interessierten sich nicht dafür, welche Kleider ihre Mutter vorführen mußte.

Sybille hatte in der Mathematikarbeit eine Vier, was als Erfolg verzeichnet wurde. Sie war schwach im Rechnen, und ihre Fähigkeit, die schönsten Landschaften nach der Natur, also mit Perspektive und passendem Licht zu malen, brachte ihr zwar Sympathie ein, aber keinen Aus-

gleich zur schwachen Note in Mathematik. Im Deutschen hingegen war sie Klassenbeste. Wir hatten ihr auf eine kindgemäße, spielerische Weise eine für ihr Alter recht erlesene Ausdrucksweise beigebracht. Seit ihrem dritten Lebensjahr stellte sie sich einmal pro Woche auf den Wohnzimmertisch, und ihre Aufgabe war, mindestens drei, wie wir es nannten, schöne Worte zu sagen. Da sie jedesmal auf eine Belohnung hoffen durfte, brachte sie es bald auf fünf, später gar auf über vierzig Worte.

Ich erinnere mich der ersten Übung. Es war an ihrem dritten Geburtstag. Da stand sie in ihrem plissierten blauen Röckchen oben auf dem Tisch und sagte: »Sonne, Mami, Blümelein.«

Sybille erzählte, daß in der Klasse fünf Mädchen und drei Buben an Haarausfall litten. Sie sähen komisch aus. Peter Denks, der Junge aus der Nachbarschaft, hätte mehr kreisrunde Glatzenstellen als Haare auf dem Kopf.

Der Biologielehrer hatte gesagt, sie sollten die Kopfhaut mit neunzigprozentigem Alkohol massieren, es sei ein regelrechter Pflegenotstand zu verzeichnen.

»Wir mußten furchtbar lachen, als Peter Denks zum Spaß nach Läusen suchte, sich am Hinterkopf kratzte und plötzlich ein Büschel Haare in der Hand hielt. Der Biologielehrer rief Peter nach vorn und ließ sich die Haare geben, um sie unterm Mikroskop zu untersuchen.«

Stefan mischte sich ein: »Es ist die Percutia meltis. Ich habe es im Radio gehört. Manche behaupten, es sei die Sikasis, eine an sich harmlose Epidemie, die man aus der

Mitte des 17. Jahrhunderts kennt.« Stefan hatte ein phänomenales akustisches Gedächtnis. Er behielt ganze Politikerreden, die er im Radio oder im Fernsehen gehört hatte, und kein Fremdwort, das er einmal vernommen hatte, kam ihm je wieder abhanden. Damals glaubten wir noch, es könnte etwas werden aus ihm.

Ich war es an diesem Abend leid, von Krankheiten und Epidemien aus vergangenen Jahrhunderten zu hören und bat Ingrid, den Tisch abzuräumen.

Die Fernsehnachrichten zeigten den Kanzler, der von wirtschaftlichem Aufschwung sprach und von der notwendigen Solidarität aller, die in Frieden und Freiheit leben. Nach diversen Auslandsmeldungen wurde über das Urteil im Fall Kohlberger berichtet. Unsere Nachbarn Kohlberger hatten nicht verhindert, daß ihr vierzehnjähriger Sohn Heribert mehrmals (nachweislich zweimal) im Fluß gebadet hatte. Bei einem Sonntagsspaziergang hatte ihm sein Vater an der ehemaligen Holzbrücke die Stelle gezeigt, wo er (und auch ich dereinst) als Junge im noch giftfreien Flußwasser zum Baden gegangen war. Die Anklage wegen fahrlässiger Tötungsabsicht wurde fallengelassen, und die Eheleute Kohlberger erhielten ein Jahr Haft auf Bewährung wegen schwerer Verletzung der Aufsichtspflicht.

Der Wetterbericht war gut, das Hoch blieb konstant.

# 3

Der folgende Tag verlief normal. Vor der Mittagspause schob mir Fräulein Nötger mit einem Packen einzulösender Schecks einen Zettel in die Kasse.

»Sehr geehrter, lieber Herr Wenker! Ich bedaure meine Entgleisung nach gestrigem Dienstschluß. Trotzdem möchte ich für die Zuwendung danken, die ich an ungelegenem Ort von Ihnen erfahren durfte.« Beate Nötger war ein bedauernswerter Mensch.

Ich schaute vom Zettel hoch und traf ihren Blick. Obwohl sie sofort den Kopf senkte, machte ich in ihre Richtung eine Verbeugung, wie ich sie in der Tanzstunde gelernt hatte. Mit dieser Geste durfte ich den Fall als erledigt ansehen.

Ingrid war beim Friseur gewesen. Als ich Abends heimkam, öffnete sie mir strahlend die Tür. Sie trug die linke Seite nach hinten gekämmt, und rechts verlängerte ein passendes Fremdteil ihr dunkelbraunes Haar bis zur Taille.

Sie war bester Laune. Sie hatte den Fernsehmoderator Schlier getroffen, der sie während der Show gebeten hatte, den Mantel zu öffnen. Er hat sie für Morgen zu Probeaufnahmen ins Studio eingeladen. »Es gibt ein großes Bedürfnis nach Frauen, wie ich es bin. Hast du das gewußt, Hans?« Sie lachte, und ich lachte mit.

Die männliche Bekanntschaft meiner Gattin störte mich in keiner Weise. Wir hatten in unserer Freizeit, außer bei den zweiwöchentlichen (vom Staat finanziell geförderten) Tanzkursen, kaum Gelegenheit, mit anderen Menschen zusammenzusein. Und eine Frau wie Ingrid brauchte Anerkennung!

Josef Schlier galt als Exempel für eine saubere, objektive Berichterstattung. Vor drei Jahren hatte er es schlagartig zu einer gewissen Berühmtheit gebracht. Während der 8-Uhr-Nachrichten übernahm er spontan die Moderation des vormals beliebten Hans Ossendorf, der während einer Live-Sendung komplett versagte. Bei Verlesung der Nachricht über die Kämpfe in einem afrikanischen Krisengebiet sagte er: »Der Regierungssprecher bezifferte die Anzahl der Toten auf fünfzehn.« Dazu erschienen zwei Photos mit einem ganz normal zerfetzten Babykopf und einer Mutter durchschnittlichen Aussehens, die in fünf Stücke zerteilt war. Die an sich alltägliche Meldung gab Ossendorf nicht nur mit einem tief melancholischen Gesichtsausdruck zum besten, nein, unmittelbar nach seinem letzten Satz kotzte er derart ausgiebig Richtung Kamera, daß wir Zuschauer noch eine ganze Weile die halbverdauten Essensreste dieses Herrn quasi von hinten auf der Mattscheibe hatten, ehe die Regie endlich auf eine andere Kamera umschaltete, die zeigte, wie Herr Schlier auf dem Moderatorensessel Platz nahm und die Meldung mit der ihm eigenen Verbindlichkeit zu Ende brachte.



Lachend betrat ich mit Ingrid das Schlafzimmer, schloß die Tür und umarmte meine Frau. »Nicht die Frisur! Berühre nicht meine Haare!« Sie trat einen Schritt zurück. Dann nahm sie mit der Rechten das Haarteil vom Kopf. Der Kopf war zur Hälfte kahl. Sie schwenkte das Haarteil mit der Hand, begann sich in der Hüfte zu wiegen und warf die fremden Haare weg, wie eine Stripperin das Kleidungsstück wirft, öffnete ihre Bluse, warf sie, warf den Rock, bewegte ihren Körper wie zur Musik und lächelte mit weit aufgerissenen Augen, als ob sie in ein Publikum lächelte. Als sie ihren Slip abgelegt hatte, legte sie ihre Rechte auf die Stelle, wo früher die Schamhaare gewesen waren. Sie stand eine ganze Weile starr, lächelte noch, nahm dann die Hand weg und begann zu weinen. »Du hast es wunderbar kaschiert«, sagte ich, »ich hätte es gar nicht bemerkt.«

Sie hörte zu weinen auf. Sie war schön. Ihr unbehaarter Schamhügel erinnerte mich an Kinderspiele, wenn ich, der Onkel Doktor, die Wunde entdeckt hatte, die behandelt werden mußte. Mit einem Mal warfen wir uns auf den Teppich, und Ingrid juchzte wie ein kleines Mädchen. Erst als wir ruhig lagen, merkten wir, daß wir uns gegenseitig die Haare büschelweise vom Kopf gerissen hatten.

# 4

Drei Wochen später gab es keinen normalen Menschen, auf dessen Haut man noch ein einziges Haar hätte finden können.

Die Vorteile lagen auf der Hand. In den letzten Jahrzehnten hatten nicht nur wir Männer, sondern auch immer mehr Frauen, vornehmlich in den fortschrittlichen USA, mit den Problemen der Rasur zu tun, wobei vor allem das Rasieren der weiblichen Beine, bisweilen des Unterbauchs und vor allem der Achselhöhlen eine rechte Last war.

Zum ersten Mal in der Geschichte kam die Natur einem menschlichen Bedürfnis nach, und in der oft wenig sachlichen Diskussion um die Gründe des Haarausfalls obsiegten die Fortschrittsgenetiker über die konservative Naturfraktion. Letztere argumentierte mit CO-Analysen und übte sich, wie immer, in nebulöser, rein idealistischer Umweltkritik, während die Genetiker in stringenten Bildfolgen die Entwicklung des homo sapiens vom behaarten affenähnlichen Wesen zum haarfreien Menschen aufzeigten. Die Evolution hatte in diesen drei Wochen einen grandiosen Schritt nach vorn getan.

Wissenschaftsminister Zergendorf hatte, wie mir schien, Tränen in den Augen, als er der Bevölkerung diese Zusammenhänge in den Spätnachrichten mit unverhohle-

nem Stolz erklärte. Seinen Vorgängern, so betonte er, wäre das Glück versagt geblieben, einen solchen Moment zu erleben.

Die konkreten Auswirkungen waren erfreulich. In den öffentlichen Verkehrsmitteln, am Arbeitsplatz, aber auch zu Hause war eine Verbesserung der Luft zu konstatieren, die alle negativen Analysen der Umweltromantiker Lügen strafte. Der individuelle Körpergeruch, jene Geißel unseres Zusammenlebens, war weitgehend eliminiert.

Bei Omnibusfahrten, aber auch im täglichen Schalterverkehr meiner Bank fiel mir auf, daß die Menschen sich offener in die Augen schauten. Im Zuge des Fortschritts schwand ein gut Teil jenes Schamgefühls, das früher unser Zusammenleben mehr bestimmte, als wir uns wohl eingestehen wollten.

Mit der allgemeinen Befreiung vom Haarwuchs erfuhr das Familienleben eine geradezu beglückende Wende ins, ich weiß nicht, wie ich es anders sagen soll, Unschuldige, ja Kindhafte. Wir erlebten Tage schieren Glücks, wenn wir das Wochenende bei den konstant hochsommerlichen Temperaturen in unserer Wohnung allesamt gänzlich unbekleidet verbrachten.

Am vorletzten Maiwochenende nahmen Ingrid und ich unser gemeinsames Wannenbad, das früher jeden Samstag Vormittag, nicht zuletzt wegen Ingrids doch recht ungezügelter Temperament, in, heute muß ich sagen, dümmlichen sexuellen Exzessen endete. An diesem Wochenende aber holte Ingrid die zwei Schwimmenten

der Kinder, und bald hatten wir großen Spaß daran, die Plastiktiere hin und her zu bugsieren, unterzutauchen und übers Wasser fliegen zu lassen, bis Stefan und Sybille hereinkamen. Sie stiegen zu uns in die Wanne und bemächtigten sich der Enten, die sie unter lautem Geschnatter über unsere Köpfe fliegen ließen.

Das Fernsehen zeigte Indiofamilien im Gebiet des ehemaligen Regenwaldes, bei denen der Haarausfall sich um zwei Wochen verzögerte. Auch auf Java gab es Nachzügler. Ein ganzes Dorf, das sich vor allem von Bananen ernährte, die dort noch auf einer kleinen Echtplantage wuchsen, verblieb zehn Tage länger als der Durchschnitt im alten Zustand.

Ende Mai aber war der evolutionäre Vorgang weltweit abgeschlossen, und zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte hatte man über alle Rassen- und Kulturunterschiede hinweg das Gefühl einer »weltumspannenden Unität«, wie Minister Zergendorf es formulierte.

Nicht alle Mitbürger teilten meine Glücksgefühle, und nicht wenige versuchten, mittels Perücken und sogenannter Schweißparfüms die alten, mit Verlaub wenig erstrebenswerten Zustände wieder herzustellen.

Das Straßenbild war uneinheitlich. Es gab Leute, die ihrer konservativen Gesinnung durch Perücken und allerhand Kopfbedeckungen Ausdruck gaben, andere, die ihre Kahlheit offen und mit Stolz präsentierten.

In der Bank hatte Herr Kern endlich ein Signal gege-

ben. Zu Beginn der letzten Maiwoche erschien er, gegen seine sonstige Gewohnheit, kahlhäuptig und folgte damit meinem Beispiel. Die andern fanden durch das Vorbild ihres Chefs zu einer Art Kompromiß, zogen in der Bank ihre Perücken aus und ließen Hüte und andere Kopfbedeckungen verschwinden, sobald die ersten Kunden erschienen. Herr Kost ging dazu eigens in die Toilette, zog sich jeden Morgen mit seiner wuscheligen schwarzen Perücke für ein paar Minuten zurück und kam dann mit natürlicher Glatze wieder, wobei er uns angrinste, als habe er eine Heldentat vollbracht. Beate Nötger war auf das Eigenartigste verkleidet: Über ihrer Perücke trug sie ein großes Kopftuch, so daß man nur bei genauerem Hinsehen das künstliche Haarteil erkennen konnte. Auch sie besorgte die Entkleidung bei einem stets als echt und dringend vorgetäuschten Toilettengang. Es gibt Menschen, die sich ihr Leben lang den Bedingungen der Natur widersetzen.

Nach Dienstschluß trat mir Fräulein Nötger auf dem Weg zum Bus entgegen. Sie hatte sich wohl in einem Hauseingang versteckt und mir aufgelauert. »Herr Wenker, ich möchte Ihnen etwas zeigen.« Sie zog mich in den Hauseingang, wir fuhren mit dem Lift in den siebten Stock. »Hier wohne ich mit meiner Mutter.« Sie öffnete die Tür zu einer weiträumigen Wohnung, die mit kostbarem altem Mobiliar bestückt war, goldgerahmte Gemälde an den Wänden, Porträts vor allem aus dem 17. und 18. Jahrhundert.

Ich war außerordentlich verblüfft, hatte Beate Nötger eher in einem 30-Quadratmeter-Appartement vermutet und stand nun hier in einer Art bürgerlichem Palast im obersten Stock eines modernen Mietshauses.

»Es sind an sich vier Wohnungen. Wir haben sie zusammengelegt.« Staunend folgte ich ihr durch zwei ineinandergehende Wohnräume, an deren Ende, zwischen allerlei exotischen Blattpflanzen, eine alte Dame saß. Ihr Haar fiel weißsilbern über die Schultern. »Sie sind also der Herr«, sagte die Alte, »an den meine Tochter Beate ihre Gefühle verschwendet.«

Weil mir nichts dazu einfiel, machte ich eine leichte Verbeugung und sagte dann: »Ihre Mutter hat eine sehr schöne Perücke.«

»Das ist keine Perücke«, sagte die Alte, »ziehen Sie mal!« Ich mußte lächeln. Wie eitel doch die Frauen sind!

»Nun versuchen Sie es doch!«, sagte Beate, und ich ging hin und riß mit einem Ruck die Perücke vom Kopf der Alten, das heißt, ich zog die Alte von ihrem Stuhl und schleuderte sie ins Zimmer, daß sie krachend zu Boden fiel. Ihr Haar war echt, es war mit der Kopfhaut verwachsen. »Mutter soll in eine Klinik«, sagte Beate, »ins Ausland. Was können wir tun?«

Die alte Dame erhob sich. Sie war unverletzt. Sie strich die Kleider glatt, setzte sich in ihren Fauteuil und bot mir einen Platz an. »Bis jetzt sind siebzehn Personen nachgewiesen, deren Körper sich, wie man es ausdrückt, der Natur versagt hat. Ich soll in eine Klinik. Ich habe Protest

eingelegt. Wenn es sich nicht verhindern läßt, bitte ich Sie, ein Auge auf meine Tochter zu werfen. Falls Sie sie lieben, trennen Sie sich von Ihrer Familie und heiraten Sie Beate. Falls das nicht geht, kümmern Sie sich um sie in Freundschaft oder, wenn es denn nicht anders sein kann, aus rein ökonomischen Gründen. Für alle drei Fälle habe ich einen Verrechnungsscheck auf Ihren Namen hinterlegt.«

»Sag Herrn Wenker die Summe, Mutter.« – »Es reicht. Küssen Sie mir die Hand!«

Ich küßte ihre Hand und verabschiedete mich.

## 5

Als es noch Tiere gab, hatten wir zwar öfter Fleisch gegessen, aber die Familie kam mit der fleischlosen Ernährung gut zurecht. Die Kinder liebten Blumenkohl in allen Varianten, und ich hatte ein ausgesprochenes Faible für Blattspinat.

Auch die Tiere selbst vermißten wir kaum. Wir gingen mit den Kindern noch zweimal in den Zoologischen

Garten, solange dort die drei Bären und eine zwölköpfige Kolibrifamilie durch geschickte Medikation am Leben gehalten wurden.

Dann war dieses Kapitel zu Ende. Am 20. März schloß der Zoo für immer seine Pforten, und vor allem Stefan redete noch eine ganze Zeit über den Braunbären Schorsch, den der Pharmakonzern KaTa gesponsert hatte.

Stefans anhaltende Erinnerung an den Bären war wohl weniger auf das Ableben der Tiere als auf die Ungeschicklichkeit eines Pädagogen zurückzuführen. Sein Deutschlehrer Dr. Peter Jacobi folgte in beamtenmäßiger Sturheit dem nichtaktualisierten Lehrplan und ließ die Kinder einen Aufsatz schreiben mit dem Titel: »Mein schönstes Tiererlebnis«. Stefan verfaßte in einer Stunde nur eine Zeile. Er schrieb: »Der Bär ist tot« und erhielt dafür die Note ungenügend.

Ingrid suchte Oberstudienrat Dr. Jacobi am nächsten Tag auf und legte vergeblich Protest ein. Der Mann gehörte zu jenen Konservativen, die, stets rückblickend, an der Realität und ihrer natürlichen Entwicklung vorbeileben.

Um die Wahrheit zu sagen, es war mir um die Tiere nicht sonderlich leid. Die Beziehung der Städter zu Hunden, Katzen und Wellensittichen schien mir schon immer ein Fall für die Psychiatrie, und über den plötzlichen Mangel an Fliegen, Mücken, Wespen, Ratten, etc. mochte ich mich nicht beklagen.



Zu Stefans Trost machten wir einen Sonntagsausflug mit den Fahrrädern ins Siederwäldchen. Beim Picknick behauptete der Junge, auf den geschälten und sauber geschichteten Fichtenstämmen einen Borkenkäfer entdeckt zu haben. Ich mußte hellauf lachen. Ingrid aber ging zum Schein auf seine Phantasien ein und begleitete ihn zum Fundort. Dort war nichts zu sehen. Der Junge aber behauptete wochenlang, das Tier in lebendigem Zustand gesichtet zu haben.

## 6

In der Bank tat sich Erfreuliches. Herr Kern ließ mich zu sich rufen, bat mich, Platz zu nehmen, und öffnete, ganz gegen seine Gewohnheiten, soweit sie mir bekannt waren, eine Flasche Champagner.

»Sie waren mir ein Vorbild, Herr Wenker, ohne Sie hätte ich es nicht so zeitig fertiggebracht, ohne Perücke in die Bank zu kommen. Nicht aus Kalkül, sondern aus einer wohl angeborenen natürlichen Haltung heraus haben Sie sich vom ersten Tag an als Perückenfeind gezeigt

und durch ihr fortschrittliches Verhalten uns alle daran erinnert, daß Mensch und Natur eine unverfälschbare Einheit bilden.

Zudem hat sich unser Umsatz merklich gesteigert. Gerade jene Kunden, die als Perückenträger ein unbewußtes Schamgefühl verspüren, besuchen gern und häufiger als zuvor ein Institut, wo sie Menschen aufrichtigen, natürlichen Charakters als Partner finden.«

Er las die Worte zum Teil von einem Schriftstück ab, das er wohl dem Präsidenten vorzulegen hatte. Dann protestete er mir zu, und wir tranken ein ganzes Glas, ehe er in freier Rede fortfuhr: »Sie werden befördert, Herr Wenker. Wie Sie wissen, steht dem Filialdirektor alle sechsunddreißig Monate eine Beförderungsmöglichkeit zu. Ich hatte an sich an Herrn Kost gedacht und habe meinen Entschluß dann geändert, obwohl die Beförderung in ihrem Fall nur den Titel und, in bescheidenem Ausmaß, das Finanzielle betrifft, nicht aber eine veränderte Position in der Realhierarchie, kurz: ich ernenne Sie zum Oberkassierer, ohne daß wir einen zweiten, das heißt einen Ihnen untergebenen Kassierer vorzuweisen hätten. Der Präsident hat meinen Entschluß telefonisch bereits ausdrücklich gutgeheißen.«

Er bat mich, den Rest Champagner für einen kleinen Umtrunk mit den Kollegen zu verwenden. Ich kaufte drei halbe Flaschen Riesling-Sekt dazu, und wir erlebten nach Dienstschluß zweieinhalb ausgelassene Stunden. Werner Kost sprach mir mehrmals seine Glückwünsche

aus, und der altgediente Kollege Hinz vom Buchhaltungscomputer nahm mich gar in seine Arme und sagte, er habe jetzt einen Oberkassierer zum Freund.

Beate Nötger trank nichts und gab sich sehr zurückhaltend, was mir nicht unangenehm war. Einmal legte Herr Kost seinen Arm um ihre Schultern. Das irritierte mich über Gebühr. Als Beate gegen Ende des Umtrunks sich eine Vertraulichkeit herausnahm, die mich ansonsten beschämt hätte, fühlte ich mich geradezu geschmeichelt. Sie sagte: »Trink nicht soviel, Hans!«, worauf Werner Kost einen von allen als peinlich empfundenen Lachanfall erlitt.

## 7

Wie ich auf dem Einwohnermeldeamt in Erfahrung bringen konnte, stammte die Mutter von Beate Nötger aus Sofia. Sie kam einst als jüngste Tochter des ehemaligen bulgarischen Königs zur Welt, war mit sieben Jahren zwangsemigriert und hatte mit vierunddreißig in Goslar den pommerschen Diplomingenieur Wilhelm Nötger geheiratet.

Bei meinem zweiten Besuch – Beate hatte mich gebeten, ihrer Mutter die Ehre zu erweisen, sie noch einmal aufzusuchen, ehe sie, mit großer Wahrscheinlichkeit, die Reise in die ferne Klinik anzutreten hatte – traf ich sie wieder zwischen den exotischen Blattpflanzen an. Ich näherte mich ihr und verbeugte mich. »Es ist mir eine Ehre, Prinzessin Angelika.« – »Sagen Sie einfach Frau Nötger zu mir, das reicht.«

Ich entschuldigte mich wegen der Perückenaffäre. Sie lachte nur und strich mit ihren beringten Händen über die silbrige Mähne. Ich verstand ihr Lachen als eine Art Schutz und lachte ebenfalls, wenn auch aus anderem Grund: ihr Echthaar ließ sie mir ganz unmenschlich erscheinen, und sie erinnerte mich mehr an eines der früheren Tiere, das Pferd, als an meine, wenn auch vorgefaßte Vorstellung von einer lebenden Königstochter. Prinzessin Angelika paßte nicht in unsere Zeit.

»Meine Verehrung«, flüsterte ich und bat sie dann, mir den Verrechnungsscheck zu zeigen. »Wie werden Sie, falls Sie den Scheck entgegennehmen, das Geld anlegen, junger Mann?« – »In Nahrungsmitteln, sehr wahrscheinlich.« Eine Weile war Schweigen. Dann sagte die Königstochter: »Sie haben mehr Weisheit, als ich annehmen durfte.«

Beate winkte mich zu einer Tür. Wir betraten einen abgedunkelten Raum. Dort standen, eng aneinandergedrückt, ein gutes Dutzend alter Schränke, Truhen und Vitrinen. Alles war mit einer dicken Staubschicht belegt,

und der Boden war so ungepflegt, daß wir Fußspuren hinterließen. Hinter dem Glas der Vitrinen war kostbares Porzellan erkennbar, mehrere ledergebundene Bücher mit Goldschnitt standen da und Becher und Krüge aus Gold und Silber. Beate sagte: »Das ist der bulgarische Schatz.«

Sie stand so dicht vor mir, daß ich ihr Kleid spürte. »Willst du zumindest eine der Bedingungen erfüllen, die meine Mutter gestellt hat?«

Ich nickte, sie griff nach meinem Schwanz, und während sie meine Hose öffnete, hörten wir Stimmen von nebenan. Zwei Beamte vom Amt für öffentliche Ordnung holten Prinzessin Angelika ab und baten sie, die Einzugsermächtigung für die Heimkosten zu unterzeichnen.

Beate machte keinerlei Anstalten, ihrer Mutter zu Hilfe zu kommen. Vielmehr hob sie ihr Kleid. Sie trug nichts darunter. Der Anblick versetzte mich in Staunen. Ihre Scham war dicht behaart. »Ist das echt, Fräulein Beate?« – »Es ist ein Toupet mit Doppelklebeband«, flüsterte sie und fügte hinzu: »Ich habe es aus Liebe getan.«

Ich kann nicht sagen, daß ich angewidert war, aber ich identifizierte das weibliche Geschlecht inzwischen ausschließlich mit seinem kindhaften Zustand, und nur die haarlose Unschuld vermochte mich zu erregen.

Während sich Beate Nötger enttäuscht von mir abwandte, verließen die Beamten mit der alten Prinzessin die Wohnung. »Ich schreibe Euch«, hörten wir die Mutter noch rufen, dann zeigte mir Beate die Schatulle mit

dem Verrechnungsscheck. Sie sagte: »Wir sollten uns zumindest geschwisterlich duzen, Mutter zuliebe.«

Während ich nickte, öffnete sie die Schatulle. Der Scheck lag unter zwei Rohdiamanten und einigen Platinringen und belief sich auf 7,3 Millionen. Ich nahm ihn an mich, erkundigte mich wegen des doch recht hohen Betrags nach der Realdeckung und verabschiedete mich kurz und kühl.

Beim Verlassen des Hauses hatte ich eine Art Hustenanfall. Lange war ich nicht einer solchen Menge von Staub ausgesetzt gewesen.

Selbst auf den Straßen herrschte damals eine Sauberkeit, der gegenüber die bulgarische Schatzkammer ein Dreckhaufen war. Jeder Bürger trug das kleine Müllsäckchen bei sich, in das nicht nur die eigenen Abfälle, sondern auch all das gesteckt wurde, was trotz der allgemeinen Achtsamkeit, wo und aus welchem Grund auch immer, liegengeblieben war. Das an sich schwierige Einsammeln der Haare wurde durch den Umstand begünstigt, daß private Perückenmacher ab hundert Gramm Echthaar eine schöne Summe zahlten, und manches Kind hat sich damals einen Batzen Taschengeld verdient. Auf diese Weise hatten die Herstellung und das Tragen von Haarteilen doch auch ihr Gutes gehabt. Die Entwicklung näherte sich dem, wenn auch nie ganz zu erreichenden Ideal der staubfreien Stadt.